

in: Theoretische Empirie. Zur Relevanz
qualitativer Forschung. Suhrkamp, 2008
(Hrsg. mit Herbert Kalthoff und
Gesa Lindemann)

Stefan Hirschauer
Die Empiriegeladenheit von Theorien und
der Erfindungsreichtum der Praxis

1. Dualismen: Finden und Erfinden

Die Beiträge zu diesem Band wurden durch ein Exposé angeregt, das die große Schnittmenge soziologischer Theoriebildung und qualitativer Forschung hervorhob. Eine empirische Bestätigung erfuhr diese Feststellung in einer kleinen Erhebung, die die *Zeitschrift für Soziologie* vor einiger Zeit über die Interessen ihrer Leser anstellte (Diekmann/Vieth 2004). Sie dokumentierte eine wechselseitige Neugier zwischen soziologischer Theorie und qualitativer Forschung, während die Schnittmenge der Interessenten an Theorie und standardisierter Sozialforschung gegen null geht. Dieser professionspolitisch interessante Befund spiegelt die massiv verankerte Teilung zwischen soziologischer Theorie und jenem Segment der Sozialforschung, das auf Standardisierung setzt und sich beharrlich als »empirische Sozialforschung« mißversteht (zuletzt: Diekmann 2004). Das Metier der Begriffsbildung und die Industrie der Datenverarbeitung sind längst zu eigenen Disziplinen innerhalb der Soziologie geworden. Die qualitative Sozialforschung hingegen paßt mit ihrer Theorieabhängigkeit und Theorieproduktivität in dieses Bild entzweiter Soziologie nicht hinein.

Ich möchte mit den folgenden Überlegungen dazu beitragen, sie noch unpassender zu machen, indem ich für eine weitere Verschränkung und »Enthemmung« der Beziehungen von Theoriebildung und qualitativer Forschung plädiere. Es gibt eine eingelebte Arbeitsteilung von »Empirikern« und »Theoretikern«: hier die Nonchalance eines frischen Drauflosforschens (eines »Findens von Befunden«), dort die komplementäre Nonchalance einer fabulierenden Begriffserfindung. Eine solche Arbeitsteilung hat manches für sich, sie wirft aber auch auf jeder Seite gelegentlich die Frage auf, wozu die eigene Arbeit gut sein soll, wenn sie keine Limitationen und Bindungseffekte auf der je anderen Seite hat. Meine These ist, daß die Bindungsschwäche zwischen theoretischer und empirischer Praxis unter anderem auf *wissenschaftstheoretische Klischees* zurück-

geht, die Theoriebildung wie auch Forschung als Selbstbilder aus der positivistischen Tradition übernommen haben. Sie stehen einer fruchtbaren Verschränkung von theoretischem und empirischem Arbeiten im Wege.

Das überlieferte Standardmodell des Theorie-Empirie-Dualismus sieht so aus: Theorien (so meinte Karl Popper 1971) sind freie Erfindungen des menschlichen Geistes; empirische Tatsachen selektieren diese Erfindungen im Sinne wissenschaftlich haltbarer Aussagen; Methoden kontrollieren die Gewinnung dieser Tatsachen. Assoziiert sind die folgenden Klischees theoretischer und empirischer Praxis: Die Begriffsbildung ist eine spielerisch-kreative Praxis, die dichterische Freiheiten und Formen gesteigerter Innerlichkeit benötigt. Die empirische Forschung ist eine komplementäre Spielverderberin, die die Geistesprodukte mit dem harten Boden der Tatsachen konfrontiert. Und die Methoden bilden eine Art strenger Gouvernante, die zu überwachen hat, was sich in den zaghaften Begegnungen von Daten und Theorien alles ereignen könnte.

Die Wirksamkeit dieser Modellvorstellung zeigt sich in vielen soziologischen Theorien als avancierte empirische Bindungslosigkeit, in der standardisierten Sozialforschung im Selbstverständnis eines Testens von Hypothesen. In der qualitativen Methodologie setzte die *Grounded Theory* an die Stelle der empirischen Prüfung von Theorie ihre empirisch begründete Generierung – eine zeitliche Invertierung von Theorie und Empirie, die den Dualismus selbst freilich im Prinzip unberührt läßt. Dieser bestimmt jedoch auch in anderen Hinsichten die Methodologie qualitativer Forschung. Zu ihren Maximen gehört eine Offenheit des Forschungsprozesses, die sich von starken theoretischen Vorannahmen, von Hypothesenbildung und Operationalisierungen distanziert. Die Maxime entstammt einem Entdeckungsethos, das von einer betulich anmutenden Treue zu den Teilnehmerkonstruktionen begleitet wird. In der methodologischen Grundhaltung der qualitativen Sozialforschung ist – in ungelöster Spannung zu ihrem Sozialkonstruktivismus – auch ein Naturalismus angelegt, der sich in der empirischen Arbeit auf jenem sicheren »Boden der Tatsachen« wähnt. Dieser Naturalismus wurde schon früh an der Ethnographie kritisiert (Berg/Fuchs 1993), aber auch an der Biographieforschung (Nassehi/Saake 2002) und an der Konversationsanalyse (Hirschauer 2001). In der *Grounded Theory* steckt er bereits in der Basismetapher, die suggeriert, da

würde ein geistiges Produkt auf empirischem Boden »gegründet«. Strauss' hilfreiche Vorschläge zum analytischen Durchwalken eines Datenkorpus kleideten sich in eine Metaphorik der »Fundierung« von Wissensprozessen in Erfahrungen, über die der Ansatz eigentlich schon selbst hinaus war. Da ist kein Boden der Tatsachen. Sinnhafte Phänomene sind, wie wir etwa von Erving Goffman (1969, 1977) wissen, typischerweise doppelbödig, da von Normalitätsinszenierung bestimmt, oder gar gänzlich bodenlos, weil sich ein »Original« unter all den Modulationen kaum mehr finden läßt (siehe auch Derrida 1988).

Dessenungeachtet hält sich der Naturalismus der qualitativen Sozialforschung in der Autorschaft als ein *Ethos des Zeigens*. In ihren Texten lassen sich mühelos die unterschiedlichen Autorpositionen wiederfinden, die Clifford Geertz (1990: 139 f.) als jene Genres der Ethnographie identifizierte, die versuchen, sich von der Bürde der Autorschaft zu befreien: Der *Textpositivismus*: die Vorstellung, daß sich – schreibt man die Teilnehmerkommunikationen nur so genau wie möglich auf – die Rolle des Autors in die eines ehrlichen Maklers auflöst, der die Substanz der Dinge mit ein paar marginalen Abwicklungskosten an seine Leser weiterreicht. Oder die *verteilte Autorschaft*: die Hoffnung, kulturwissenschaftliche Texte könnten »heteroglott« gemacht werden, so daß die Informanten Seite an Seite mit dem Autor direkt und unabhängig sprechen, z. B. in den prägnanten Zitaten, mit denen sie (wie Trophäen) gewisse Aufsatztitel schmücken. Oder schließlich die *Bauchrednerei*: der »Anspruch, nicht bloß über eine Lebensform zu sprechen, sondern aus ihrem Inneren heraus« (Geertz 1990: 139; Herv. im Orig.), ein insiderhafter und lebensechter Bericht vom Standpunkt des Eingeborenen.

Im Gegensatz zu diesen Rhetoriken und methodologischen Grundhaltungen wurde und wird der empirischen Forschung immer wieder vorgerechnet, wie theoriebestimmt sie sei. Wenn etwa Werner Meinefeld (1997) auf die Bedeutung des Vorwissens oder Armin Nassehi und Irmhild Saake (2002) auf die Begriffsabhängigkeit der Forschung verweisen, dann erinnern sie in neuen Formen an ein altes wissenschaftstheoretisches Argument, das gegen die Rolle empirischer Tatsachen als »bedrock« von Wissensprozessen steht: die *Theoriegeladenheit* aller Beobachtung. Das Argument ist fast schon zum Gemeinplatz geworden, und doch scheint die qualitative Sozialforschung ihm gegenüber eigentümlich schwerhörig

zu sein. Dabei ist es – zusammen mit dem Duhem/Quine-Theorem von der Unterdeterminierung der Theorien durch Tatsachen – unbestreitbarer Bestandteil einer schrittweisen wissenschaftstheoretischen ›Entmachtung‹ der Empirie im Laufe des 20. Jahrhunderts (vgl. Heintz 1993). Andererseits kann man das Argument von der Theoriegeladenheit aber auch überziehen. Es mündet dann in einen beobachtungstheoretischen Dezisionismus, der die Frage aufwirft, warum überhaupt noch geforscht werden soll, wenn sich jedes empirische Ergebnis ›monokausal‹ auf eine theoretische Optik zurechnen lassen soll – ein neues *anything goes*.

Ich finde diese Ausgangslage hinreichend unbefriedigend, um nach Möglichkeiten zu ihrer Verschiebung zu suchen. Drei Vorschläge will ich machen: Wissenschaftstheoretisch scheint mir das Argument von der ›Theoriegeladenheit‹ Wissensprozesse zu stark zugunsten der Deduktion zu konzipieren. Es ist zu balancieren mit einem Blick auf die *Empiriegeladenheit von Theorien*, denn Theorie und Empirie haben *beide* immer schon intensiv mit der je anderen Seite zu tun (2. Abschnitt). Im Hinblick auf die Forschung möchte ich eine *Konvergenzbewegung* beschreiben, in der sich bestimmte Theorietypen für die empirische Forschung öffnen und diese Forschung sich epistemologisch neu begreift (3.). Diese Konvergenz setzt an die Stelle des wissenschaftstheoretischen Dualismus andere Wertepremissen – ›fruchtbare‹ Austauschbeziehungen statt wechselseitige Abstinenz- und Keuschheitsgebote –, sie braucht aber auch eine *andere Funktion von Methoden* (4.). Der naturalistische *undercurrent* der qualitativen Sozialforschung scheint mir dabei nicht einfach korrekturbedürftig, sondern in seiner Hartnäckigkeit *rekonstruktionsbedürftig*. Ich denke, daß er seinen Grundgedanken von der Dignität primärer Sinnstrukturen mit den falschen Argumenten verteidigt hat.

2. Die Empiriegeladenheit von Theorien

Während die Reflexionstheorien der Wissenschaft zunehmend auf eine theorielastige Deduktionslogik verweisen, zeigen historische Rekonstruktionen wieder und wieder, wie sich zeitgenössische Erfahrungen in Denkstilen (Fleck 1980) niederschlagen. Diese *Empiriegeladenheit* von Theorien tritt in zwei Formen auf: als empirische

Einbettung von Theorien in historische Kontexte und als ihre Fallbezogenheit, als implizit *eingelagerte* Empirien.

Die Feststellung der Kontextabhängigkeit und historischen Prägung gehört seit langem zur wissenschaftssoziologischen Selbstaufklärung der Soziologie. Die Theoretisierung des Sozialen wird von Angehörigen eines ›Generationszusammenhangs‹ (Mannheim 1964) betrieben, die an spezifischen zeitgenössischen Erfahrungen teilhaben. So kann man mit etwas historischem Abstand die marxistische Gesellschaftstheorie als Deutungsversuch eines spezifischen Umbruchs verstehen. Man kann wie Stephen Kalberg (2004) – in den Spuren von Galtung (1981) – theoretische Intuitionen von Gesellschaft auf die nationalen Prägungen von Soziologien zurückführen. Man kann den Eurozentrismus der Sozialtheorien von Kolonialgesellschaften erkennen oder den Androzentrismus von Konzepten einer Profession, die Frauen lange ausschloß. Solche wissenschaftssoziologischen Einsichten kommen typischerweise *ex post*, als *historische* Selbstaufklärung, und bleiben für das theoretische Tagesgeschäft in der Regel genauso ohne Konsequenz wie das bessere Wissen von der Theoriegeladenheit der Beobachtung für die empirische Forschung.

Über diese diffuse Einbettung in Erfahrungszusammenhänge hinaus finden sich in Theorien auch klarer konturierte eingeschriebene Erfahrungen: ihre *Fallbezogenheit*. Sie ist leicht erkennbar, wenn sie explizit auftritt, wenn etwa die Soziologie des Fremden bei Schütz sich auf den Migranten (und nicht auf andere Fremde) bezieht. Häufiger und zugleich schwieriger zu sehen ist die implizite Fallbezogenheit, bei der die empirischen Paradigmata so versteckt werden wie in empirischen Studien die Vorannahmen. Dabei lassen sich viele theoretische Aussagen gar nicht angemessen verstehen, wenn man die in sie *eingelassenen* empirischen Fälle nicht assoziiert. Thomas Kuhn (1967) sprach in diesem Sinne von »exemplarischen Situationen«, jene singulären Beispielfälle, auf die die *grand theories* (der Physik) jeweils gemünzt sind und ›passen‹. Auch durch die Arbeiten von Michel Serres – von den *Hermes*-Schriften (1991-1994) bis zu *The Birth of Physics* (2000) – zieht sich wie ein roter Faden die Feststellung, daß in Theorien spezifische empirische Paradigmata eingelassen sind. Für die Soziologiegeschichte gibt es hier noch einiges zu tun.

Eine Zuspitzung beider Beobachtungen von Empiriegeladenheit

für die Soziologie vollzog in den 1980er Jahren Bourdieu »Kritik der theoretischen Vernunft« (Bourdieu 1993): *Das empirische Paradigma aller Theorien des Sozialen ist die Arbeit des Theoretikers.* Der Intellektualismus als elitäre Lebensform ist ein partikularer Raum scholastischer Alltagserfahrung. In diesem Raum herrschen die Sprache und die Schrift, die logische Konsistenz und die Entlastung von Zeitdruck. Die nötige Konsequenz der Verabschiedung eines grandiosen Theoriebegriffs ließ Bourdieu freilich vermissen, auch blieb er methodologisch recht ratlos, wie das scheue Reh der Praxis denn nun vor einer theoretischen Subsumtion zu bewahren sei.¹ Interessant ist aber die Frage, warum ausgerechnet dieser Theoretiker des Sozialen zur Feststellung einer so tiefen Fremdheit zwischen Theorie und Praxis kam. Vielleicht muß man dafür zwei nachhaltige Mobilitätserfahrungen veranschlagen: die Erfahrungen eines sozialen Aufsteigers aus dem französischen Kleinbürgertum und die eines Ethnologen der Kabylei. Dies sind zugleich jene beiden Erfahrungen, die Andreas Reckwitz (2004) als implizite empirische Referenzfälle der Bourdieuschen Soziologie identifiziert hat, die ihre Akzentuierung der Routine verständlich machen.

Eine Theorie der Gesellschaft, die sich meiner Ansicht nach einzigartig zur Illustration der Bourdieuschen Kritik anbietet, ist die Niklas Luhmanns. Auf der einen Seite besticht sie durch eine vielgerühmte Abstraktheit, ja man könnte sagen: eine Partikularitätsflucht, deren Antrieb wohl darin liegt, den widersprüchlichen Anforderungen von Universalismus und Autologie der Theorie-

1 Bourdieu verharrt bei der Stilisierung einer ewigen »kulturellen Differenz« zwischen »der« Theorie und »der« Praxis und schweigt sich über die Praktiken des Theoretisierens und des Forschens aus, mit denen erst Formen der Annäherung, Verschränkung und Durchdringung in den Blick kommen. Anstelle der Konfrontation theoretischer und praktischer Logik mit den Merkmalen Zeitenthobenheit und Dringlichkeit muß man unter methodologischem Aspekt der Handlungsentlastung einfach den Vorteil zugestehen, Zeit zu haben, sich auf *andere* Praktiken einzulassen. Ferner muß man diese Praktiken vor ihrer (reflexionsbedürftigen) Theoretisierung erst einmal empirisch objektivieren, man muß ihnen »nachsetzen«. Dabei bleibt unbenommen, daß eine Übertragung sozialer Phänomene in sozialwissenschaftliche Daten immer auch eine Transformation bleiben wird, Praxis nicht »verlustfrei« erhalten bleibt (so Bourdieu 1993: 165, 169). Dennoch geht es immer zuerst darum, Merkmale wissenschaftlichen Arbeitens (Zeitluxus, Schrift) einzusetzen, um nicht »der Praxis«, sondern einer *anderen* Praxis ihre Logik zu entreißen.

konstruktion gleichermaßen gerecht werden zu wollen. Auf der anderen Seite kann eine so radikale Entgrenzung von Vergleichsmöglichkeiten nicht ohne spezifische Setzungen auskommen: Zum Beispiel soll »*Kommunikation*« die Essenz des Sozialen sein, ihre *sachliche* Differenzierung das Strukturprinzip moderner Gesellschaften, »*Komplexitätsreduktion*« das Bezugsproblem der Semiose. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß diesen Intuitionen des Sozialen in einer beeindruckenden Universaltheorie die partikularen Erfahrungen eines passionierten Geisteswissenschaftlers und langjährigen Verwaltungsbeamten aus allen Knopflöchern schauen. Noch charakteristischer für die Theorie Luhmanns scheint mir freilich, daß sie nicht nur – wie wiederholt festgestellt wurde – eine bewußtseinsphilosophische Erblast trägt (Wagner 1994), sondern daß sie von ihrer Bewußtseinspraxis geprägt ist: Ihre Genese in einer mönchisch weltabgewandten Form der Geistesarbeit macht das Bewußtseinssystem zu dem ihr am klarsten eingeschriebenen *empirischen* Paradigma. Und das Bewußtsein ist zweifellos ein Phänomen, das sich recht gut als ein »System« modellieren läßt. Die Leistung des eingeschriebenen empirischen Paradigmas liegt hier wie anderswo darin, Hintergrundplausibilität für begriffliche Setzungen zu erzeugen.²

Resümieren wir unseren wissenschaftstheoretischen Symmetrierungsversuch mit einer visuellen Metapher: Es gibt einerseits eine notwendige theoretische Optik, um das unendliche Feld des Erfahrbaren zu strukturieren, aber es gibt auch eine notwendige empirische Hintergrundbeleuchtung, in deren Licht eine verallgemeinernde Aussage erst zu einer sinnhaltigen Aussage wird.³ Diese

2 Ich beanspruche hier natürlich nicht, Ergebnisse einer Luhmann-Studie wiederzugeben; ich setze nur illustrativ ein Denkbeispiel ein, wie sie sich zahlreich auch in Luhmanns Arbeiten finden. Ich komme auf diesen Argumentationsduktus gleich zurück. Empirischer Prüfung anheimgestellt bleibe aber die Leseempfehlung, Luhmanns Texte entgegen seiner heterarchischen Auffächerung von Systemtypen zu verstehen, indem man berücksichtigt, daß er sich – allgemeine Inklusion hin oder her – in drei Systemen entschieden besser auskannte als viele andere: in Bürokratien, in der Wissenschaft und im Bewußtseinssystem. Ein solcher Elementarsinn von »Empirie« – als systematische Erweiterung eines persönlichen Erfahrungshorizonts – genießt ja auch interessanterweise in anderen Kulturwissenschaften eine ganz unverkämpfte Anerkennung: als z.B. ethnologische oder historische *Kenntenschaft*.

3 Ich beschränke mich hier auf die Semantik von Theorien. Vermutlich hat auch

Beleuchtung ist ihr Plausibilitätsgenerator. Aus diesen beiden Ladungen folgt ein doppeltes Spezifikationsgebot beim *Lesen*: Theorien mit der Frage zu rezipieren, welcher Fall hier eigentlich in Form oder Inhalt generalisiert wird, und Beschreibungen nach den theoretischen Optiken abzusuchen, mit denen sie gewonnen wurden.

Soziologische *grand theories* sind also in einem spezifischen Sinne gar nicht »empirieforn«, sondern völlig durchdrungen von ideosynkratischer Erfahrung – mit einem Ausdruck von Donna Haraway (1988): Sie sind »situierteres Wissen«. Es gibt daher gute wissenschaftshistorische Gründe für die Abrüstung des theoretischen Universalismus und seiner großen Subsumtionsgesten. Zur Historisierung tritt im Zeitalter der Globalisierung eine rasante kulturelle Relativität ihrer Konstruktionen eingeholt werden. Die Globalisierung ist eine realhistorische Entwertung des theoretischen Universalismus. Der teutonische Typ der Theorie (in den Fußstapfen der Kritischen Theorie) wird zum Fossil. Es sind auch längst andere Theorien in den Vordergrund gerückt, die sich stärker für empirische Forschung öffnen. Dies sind zum einen Theorien, die ihren *Geltungsbereich* beschränken, etwa im Sinne von Mertons *middle range theories* oder Jahodas kasuistischen Erklärungen, die eine enge Fallbezogenheit zum Programm machen. Zum anderen sind es *Praxistheorien*, die gewissermaßen als »*modest grand theories*« den Status ihrer Aussagen reduzieren, indem sie bloße *frameworks* von Begriffen und Annahmen anbieten, in deren Rahmen substantielle Theorien spezifischer Praktiken formuliert werden können. Ein prominentes Beispiel ist Geertz' (1987) hermeneutische Analyse des balinesischen Hahnenkampfes im Rahmen einer von Wittgenstein und Ricoeur bestimmten allgemeinen Kulturtheorie.

Natürlich ist mit dem Etikett der Praxistheorien ein weites Spektrum bezeichnet (vgl. Reckwitz 2003). Seine Enden in bezug auf den implizierten Theoriebegriff werden wohl von Bourdieu und Garfinkel markiert: Auf der einen Seite eine begrifflich anspruchsvolle Habitustheorie, die Konsequenzen aus der Kritik an der

ihre formale Struktur empirische Einschlüsse, z. B. jene Vierfelderboxen, in denen Talcott Parsons »die Gesellschaft« am treffendsten visualisiert fand, oder jene Pfeildiagramme, mit denen andere, kausalistische Intuitionen der Gesellschaft zum Ausdruck gebracht werden (zu solchen »visual construals in social theory« vgl. Lynch 1991).

Intellektualisierung des Sozialen zieht; auf der anderen Seite eine hartnäckige Theorieabstinenz, die der eigenen Begrifflichkeit einen extrem reduzierten Status gibt und die »Theoretätigkeit« den Teilnehmern zuschreibt sowie zum Gegenstand macht. Wie die Praxistheorien in diesem Spannungsfeld ihren Theoriebegriff definieren, ist eine offene Frage.⁴

Diesen Verschiebungen in den Theorieangeboten entsprechen auf der Seite der qualitativen Sozialforschung nun eine verstärkte Theorieorientierung und epistemologische Selbstaufklärung. Dieser Konvergenzbewegung will ich mich nun zuwenden.

4 Geertz ist in dieser Hinsicht eine interessante Mittlerfigur. Einerseits hielt ihm die poststrukturalistische Kritik mit guten Gründen vor, er beanspruche ein empirisch und politisch ungedecktes Deutungsmonopol für die Kulturen anderer Leute; andererseits vollzieht er in bezug auf das Verhältnis von Teilnehmer- und Beobachterkonstruktionen aber eine unzweideutige ethnomethodologische Bewegung: Wenn er den Hahnenkampf als einen metasozialen Kommentar der Balinesen zu ihrer Sozialorganisation bezeichnet (»eine Geschichte, die sie sich über sich selbst erzählen«), dann würdigt er sie als Theoretiker ihrer eigenen Lebensform. Der Hahnenkampf ist praktizierte Alltagstheorie. Zugleich läßt Geertz aber auch keinen Zweifel an der Konstruktivität seiner dichten Beschreibung: Es handle sich selbstverständlich um »Fiktionen« im Sinne einer konzeptuell fingierten, durch Übersetzungsprozesse gelaufenen Darstellung. Das Problem in Geertz' Geste ist denn auch ein anderes: Die Würdigung der Balinesen als Theoretiker kann so lange eine Vereinnahmung der ihnen zugeschriebenen Deutungsautorität für die Kulturinterpretation des Autors sein, wie sie vertrauensheischende Kennerschaft an die Stelle datengestützter Argumentationen setzt. Geertz sagt, das ethnologische Datenmaterial sei fast immer schon zweiter und dritter Ordnung, nämlich auf Erzählungen von Informanten gestützt, die Interpretationen gängiger Auffassungen liefern. Die Konstruktionen erster Ordnung, von denen Geertz sagt, sie seien nur den Einheimischen möglich, sind aber gar nicht auf dieselbe Weise Konstruktionen wie die der Beobachter. Geertz würdigt nicht bloß die theoretischen Eigenleistungen, er assimiliert auch soziale Praktiken viel zu stark an Aussagen und Deutungen, an intellektuelle Praxis, wird also von Bourdieus Kritik am Intellektualismus eingeholt. Natürlich haben beobachtbare Verhaltensweisen eine Sinn dimension, aber das Verhältnis von Materialität und Sinnhaftigkeit ist in ihnen ein völlig anderes als beim Entziffern eines Manuskripts (s. hierzu auch Amann 1997).

3. Konvergenzen: Herausfinden und Plausibilisieren

Aus der Perspektive der Forschung erscheint der Nachweis von Theorie- und Empiriegeladenheit rückblickend als eine Seltsamkeit. Wenn *theory ladenness* geläufig mit ›Theoriegeladenheit‹ übersetzt wird, so ist das ein Fall von *creative misreading*, der an eine elektrische Aufladung denken läßt – ›laden‹ heißt aber befrachten oder belasten, ›germ laden‹ bakterienverseucht. Es ging der Wissenschaftsphilosophie also um eine Beladenheit, eine wechselseitige Belastung; Theorien und Erfahrungen schleppen einander mit und verletzen Reinheitsgebote. So wie die Theoriegeladenheit der Beobachtung dem Naturalismus als begriffliche Verzerrung erscheint, so kränkt die historisch-geographische Partikularität Theorien mit Universalitätsanspruch als eine Art empirischer Schmutzspur. Diese Berührungsscheu entstammt Wertepremissen der positivistischen Wissenschaftsphilosophie.⁵

Die Forschungspraxis hat dagegen längst auch ganz andere Wertungen hervorgebracht: die Vorstellung einer wechselseitigen *Sättigung*. Anselm Strauss forderte in diesem Sinne eine Theoriegesättigtheit der Datenanalyse, schon Norbert Elias sprach von empirisch gesättigten Modellen. Wer aber Sättigung sagt, spricht von einer *gewünschten* Befrachtung, will *mehr* Ladung, hier geht es also um ein Gütekriterium, das Hybridität prämiert. Wie richtet man es ein, daß sich Theorie und Empirie wechselseitig herausfordern, in Schwung bringen und Innovationsdruck aufeinander ausüben? Wie bringt man die einen Studien zum Verschwinden, deren Theorieniveau von Alltagswissen und Ad-hoc-Hypothesen bestimmt wird, die einfalllos und empiristisch selbstgenügsam bleiben?⁶ Und

5 Philosophiegeschichtlich scheiden sich die Geister nicht nur *bei* Ludwig Wittgenstein, sondern auch *in* dessen Werkgeschichte, nämlich vor und nach der empirischen Öffnung seiner Sprachphilosophie. In ihrem zentralen Aufsatz »On Formal Structures of Practical Actions« (1976) machen Garfinkel und Sacks sich im Anschluß an den späten Wittgenstein über das Ethos der Sauberkeit lustig, das Sozialwissenschaftler bei der Beseitigung des Partikularen an den Tag legen. Es hat seine sprachästhetischen Vorbilder in der Logik. Frege, Russell und der frühe Wittgenstein haben heute dagegen wohl eher einen Nachfolger in George Spencer Brown gefunden.

6 Dies ist interessanterweise die Lesart, die Armin Nassehi (in diesem Band) von einigen meiner Arbeiten zu haben scheint. Sie kommt zustande, wenn man soziologische Theorie auf das besondere Interesse an Gesellschaftstheorie verkürzt.

wie die anderen, die an einem Mangel an Phänomenologie und Fallspezifität leiden und hochabstrakte Fragen an beliebigen Fällen verhandeln, die alles illustrieren können, auch das Gegenteil des Behaupteten, unterzieht man sie nur einer entsprechend theoriegewollten Lektüre?

Unter solchen Leitideen und Problemwahrnehmungen entstehen in der Annäherung theoretischer und empirischer Arbeit auch neue Formen wissenschaftlichen Schreibens. Ich hatte gesagt, daß dem Naturalismus in der Text-Leser-Beziehung ein Ethos des Zeigens entspricht. Es setzt sich einem Zwang aus, der der Beweislogik standardisierter Forschung nahekommmt. Solche Texte haben den Vorzug, mit dem Leser zu kooperieren, indem sie ihm ihre Deutungen anheimstellen. Dieses Zeigen mittels ›gefundener‹ Daten hat seine Grenzen aber im Ungesagten und Unsichtbaren, die sich strikten Demonstrationserfordernissen systematisch entziehen. Die positivistische Versuchung besteht darin, diese Grenze zu ignorieren und das Denkbare auf das Zeigbare zu beschränken. Qualitative Studien, die sich stärker an der Theoriebildung orientieren und sich zur Konstruktivität ihrer Beschreibungen bekennen,⁷ bemächtigen sich ihrer Daten dagegen viel stärker und beanspruchen Autorpositionen, die denen theoretischer Texte ähnlicher werden. Sie berufen sich dabei auf eine Logik der Forschung, die weniger einem Finden als einem *Herausfinden* entspricht.

Wer meint, er finde soziale Wirklichkeit, überschätzt seine Wahrnehmung, wer meint, er erfinde sie, seine Imagination. Das Herausfinden ist eine Knebelerei, ein Tinkering-Prozeß, über dessen abduktive Logik (Reichertz 1993) und experimentelles Vorgehen (Bude 2000) schon viel gesagt worden ist (auch Strübing in diesem Band). Herausfinden ist eine detektivische Tätigkeit, die einige Tüftelei,

Dieses Interesse ist natürlich legitim, muß sich aber in der Liaison mit Fallstudien fragen lassen, mit welchen Konstruktionen sich an einem empirischen Fall, sagen wir: einem Situationstyp in einer Organisation, ein Kontext wie ›die Gegenwartsgesellschaft‹ finden lassen soll. Das möchte man gerne sehen.

7 Ein früher Vertreter dessen ist Siegfried Kracauer. Er unterschied seine Ethnographie der Angestelltenkultur von Reportagen mit einer visuellen Metapher: Reportagen fotografieren das Leben, d. h., sie reproduzieren es, hungrig nach Unmittelbarkeit, in seinen Momenten. Die Wirklichkeit, um die es der soziologischen Ethnographie zu gehen habe, sei aber eine Konstruktion. Sie stecke nicht in einer Fotografie, sondern erst in einem Mosaik, das einzelne Beobachtungen aufgrund von Einsichten in ihren Zusammenhang setzt (Kracauer 1993: 16).

aber auch Findigkeit und kombinatorischen Witz verlangt. Sie beginnt damit, sich in etwas *hineinzufinden* – mit dem Risiko, selbst nicht mehr recht aus ihm herauszufinden (z. B. sich in Datenmassen zu verlieren). Dringend gesucht werden dabei vor allem treffende *Fragen*, die tiefer in einen Gegenstand hineinführen. Erforderlich ist ferner Mobilität – nicht behäbige ›Reflexionen‹ auf den eigenen (systemisch gedachten) Beobachtungsstandort, sondern umfassende Mobilität: in Forschungsfeldern, im Datenmaterial, zwischen Material, Literatur und Fragestellung, zwischen Informanten und Kollegenkreis – eine soziale und verbale Gewandtheit, eine lokale und textuelle ›Bewandertheit‹. Und schließlich braucht es Theorie, aber eben nicht die eine Optik, die auf einen Schlag für theoretische Ladung sorgt und unbeirrbar genau das herausfindet, was zuvor hineinerfunden wurde, sondern variable konzeptuelle *tools*, die in der Auseinandersetzung mit den Daten investiert, verbraucht und bei Abnutzung weggeworfen werden – ein gleichzeitiges Einarbeiten und Herausarbeiten von Konzepten in und aus empirischem Material. Theorien haben Erfahrungen erst dann wirklich *gemacht*, wenn sie selbst verändert aus ihnen hervorgehen.

Eine solche Beschreibung qualitativer Forschungspraxis impliziert eine Kreativität, die weit entfernt ist von der Figur der disziplinierenden Spielverderberin. Es finden sich zahlreiche Freiheiten: Freiheiten der Fallauswahl, des experimentellen Vorgehens, der Bewegung zwischen Feldern, der forschenden Teilhabe an nichtakademischen Praktiken und natürlich die Freiheit, Theorieangebote über Bord zu werfen, wo sie die vom Fall geforderte gedankliche Beweglichkeit einschränken (auf die Limitationen komme ich gleich zu sprechen). *Was* so herausgefunden wird, variiert natürlich mit den Fällen, läßt sich aber auch auf eine allgemeine Weise bestimmen: Als *neues* Wissen können nur Beschreibungen gelten, die einen Unterschied machen zu schon vorhandenen Selbstbeschreibungen. In der qualitativen Forschung handelt es sich oft um eine Übersetzung von praktischem Wissen in empirisches Wissen – von Könnerschaft in Kennerschaft. Dies ist z. B. in der Konversationsanalyse wie in der funktionalen Analyse damit verbunden, Bezugsprobleme zu identifizieren, für die beobachtete Praktiken eine Lösung darstellen (vgl. Nassehi in diesem Band). Ohne solche Eigenleistungen hätte die Rede vom Herausfinden keinen Sinn.

Was nun die umgekehrten Annäherungen soziologischer Theorie

an die empirische Forschung betrifft, scheint sich mir hier und da (etwa in den Bemühungen um eine Empirisierung der Systemtheorie) ein Argumentationsduktus abzuzeichnen, der die autoritative Suggestionsspraxis theoretischer Texte durch ein offeneres *Plausibilisieren* ersetzt. Schon die Suggestion kann sich mit ausgedachten Fallbeispielen darum bemühen, ihre Behauptungen durch Illustrationen zu unterstützen. Und das ›gut erfundene‹ Beispiel – etwa das *prisoner's dilemma* der Spieltheorie – kann dabei im Einzelfall viel instruktiver sein als der zufällige empirische ›Fund‹. Solche Denkbeispiele können nun aber auch empirisch ausgedehnt werden. Dann geht es zwar immer noch um die Demonstration bereits theoretisch gewonnener Einsichten, aber es wird systematisch empirisches Material mobilisiert, um die Überzeugungskraft des theoretisch komponierten Textes zu steigern.

Bei der empirischen Verlängerung des Denkbeispiels geht das Plausibilisieren aber ein Risiko ein: Wie sichert man, daß sich der empirische Fall genauso gut den eigenen Ideen fügt wie der ausgedachte? In ebendiesem Zusammenhang scheint mir eine gewisse Präferenz für das Interview zu stehen. Interviews werden in der empirischen Sozialforschung sehr oft nicht aus dem guten Grund eingesetzt, daß für bestimmte Phänomene *nur* diese Erhebungstechnik in Frage kommt, sondern weil sie erstens ökonomische Verfahren sind, um irgendwelche Daten zu beschaffen (sie sollen leicht zur Hand sein wie das Denkbeispiel), und weil sie zweitens Daten liefern, die den Vorzug haben, nicht allzu widerspenstig gegen theoretische Vorannahmen zu sein. Interviews liefern eine domestizierte Form der Empirie, die leicht an den soziologischen Diskurs anschließbar ist: Die Daten sind bereits diskursiv verfaßt, die soziale Situation ist von und für die Forschung veranstaltet, der Teilnehmer kann unmittelbar für den soziologischen Gesprächspartner Rationalisierungen entwickeln, im Falle des Experteninterviews wird er auch in seiner Rolle an den Sozialexperten assimiliert. Wenn er dann auch noch soziologisch belesen ist, schafft der Gebrauch des Interviews im Dienste der Illustration ein Textgenre, an das Geertz noch nicht dachte: eine theoretische Bauchrednerei. Bei Lektüre der Studie spricht – welch erstaunliche Fügung! – die Theorie durch die Informanten. Sie erscheinen geradezu als Theorielausprecher des starken Autors. Insofern sind manche Interviewstudien organisierte Wiederbegegnungen der Soziologie mit sich selbst. Gesprächsver-

anstellungen mit artikulationsfähigen Eingeborenen sind eben äußerst anfällig für Rückkopplungen des soziologischen Wissens mit dem Alltagswissen.

Das Plausibilisieren behält insofern vom theoretischen Universalismus eine gewisse Subsumtionshaltung. Das muß nicht zwangsläufig redundant sein. Das Empirische kann als Spielmaterial zur Stimulation gedanklicher Kreativität eingesetzt werden. In der Tradition der qualitativen Sozialforschung hatte es aber, wie eingangs gesagt, einen anderen Stellenwert: den einer eigenständigen Dignität primärer Sinnkonstruktionen. Diese, so denke ich, kommt aber erst richtig zum Tragen, wenn den Abrüstungen der Theorie eine Abrüstung des Methodenbegriffs folgt.

4. Methodischer Minimalismus und empirische Erfindungen

In einem allgemeinen Sinne sind Methoden wie Theorien Formen der Sicherung disziplinärer Kommunikation, die Auskunft darüber geben, auf welche Weise Aussagen zustande gekommen sind. Insofern gehören die Verfahren der Datengewinnung wie die der Begriffsbildung gleichermaßen zu den ›Disziplinen‹ der Soziologie (im Sinne Foucaults). Sie üben Formzwänge aus. Die Konnotationen des Methodenbegriffs entstammen nun aber nicht allein diesen innerprofessionellen Verständigungszwängen.

Der Begriff ›Methode‹ hat einen stark normativen Beigeschmack: Methoden bezeichnen eine Standardform, ›*how to do research*‹. Diese Normativität hat vermutlich zwei Quellen. Die erste ist das durch die Wissenschaftsphilosophie tradierte Einheitsmodell von Wissenschaft (vgl. dagegen Knorr Cetina 2002). Methoden sind Regelwerke zur ›Absicherung‹, d. h. eigentlich zur Aufrüstung von Aussagen als wissenschaftliche Sprechakte. Sie korrekt ›anzuwenden‹ ist für manche wie ein Heilzauber gegen ›Unwissenschaftlichkeit‹. Der mit der Einheitswissenschaft verbundene Allgemeinheitsanspruch macht Methoden im Prinzip genauso universalistisch und subsumtiv wie Theorien. Methoden besagen, wie etwas zu tun ist, Theorien, wie es zu sehen ist.

Eine zweite Quelle der mit dem Methodenbegriff assoziierten Normativität und Regelerigidity liegt in den praktischen Erforder-

nissen einer Umfrageforschung, die ständig nichtwissenschaftliches Personal zur Datenerhebung einsetzt. Dadurch kommt es regelmäßig zu Interviewfehlern und Interviewfälschungen; Überwachungen und Verzerrungsschätzungen werden nötig. Wenn man nur finanziell motiviertem Personal, das nicht die Wissenschaft als Beruf hat, die Datengewinnung überantwortet, entstehen also erhebliche Probleme der Sicherung von Professionalität. Erst vor ebendiesem Hintergrund der Forschungsorganisation wird das Erlaubte und Verbotene zum zentralen Thema des Forschungshandelns.

Nun wurde der Universalismus der wissenschaftlichen Methode etwas früher als der der Theorien durch das inzwischen notorische Bekenntnis zur *Gegenstandsangemessenheit* gebrochen. Diese Einsicht in die Gegenstandsrelativität bekommt im Feld der qualitativen Sozialforschung ein sehr hohes Gewicht. Es werden aus ihr aber zwei entgegengesetzte Konsequenzen gezogen.

Die erste entsteht aus dem Versuch, trotz größerer Akzeptanz ganz unterschiedlich gebauter Gegenstände an der *Normativität* des Methodenbegriffs festzuhalten. In ebendieser Verknüpfung ist die gewaltige Fragmentierung des Feldes qualitativer Methoden angelegt: pro Autor ein Verfahren. So wie die Lebendigkeit des Paradigmenstreits zwischen soziologischen Theorien beständig durch die Mannigfaltigkeit der ihnen eingeschriebenen Fälle reanimiert wird, so gedeiht auch der Wildwuchs an Methodenerfindungen an der Unterschiedlichkeit jener Fälle. Dies macht Theorie- wie Methodendebatten ebenso dogmatisch wie unabschließbar. Eine weitere Parallele liegt darin, daß Methodologen oft der Versuchung nicht widerstehen können, sich auf dieselbe Weise einen Namen zu machen wie Theoretiker: durch Assoziation dieses Namens mit einem Verfahren, dessen Gesetzgeber sie sind: »das Verfahren nach ...«. Methoden sind insofern – wie Theorien – kommunikative Verfahren der Konstitution bestandsfähiger Autorschaft. Steigern läßt sich diese ›Autorisierung‹ noch, wenn man ›die Methode‹ nicht mehr als ein nachvollziehbares und lehrbares Verfahren auf dem Niveau professionalisierter Kulturtechniken handhabt, sondern auf eine unnachahmliche Person zurechnet, deren Tun unerreichbar richtig ist: der virtuose Methodenkünstler im Zentrum seiner Jünger.⁸

Die diesem Methodismus entgegengesetzte Konsequenz besteht

8 Jünger, in der Tat: In solchen Gemeinschaften können Gerontokratien gedeihen.

in einer Zuspitzung der Gegenstandsangemessenheit zu einer vollständigen Gegenstandsrelativität.⁹ Vor allem die Ethnomethodologie widersetzte sich einer Kanonisierung allgemeiner methodischer Regeln (Bergmann 2000: 57). Für sie sind (ähnlich wie auch in der Ethnographie) die einzusetzenden Verfahren ein untrennbarer Bestandteil des Phänomens, auf dessen Erkundung sie gerichtet sind. Methoden unterliegen einem *unique adequacy requirement* (Garfinkel). Dem Gegenstand angemessen zu sein heißt hier: ihm bereits zugehören. Dies ist kein *anything goes*, kein Verzicht auf Methodizität, da diese immer schon als Eigenschaft des Phänomenbereichs gesehen wird. Der Methodenzwang muß daher viel weniger von der Disziplin als vielmehr primär von diesem Gegenstand ausgehen. Er ist es, der methodische ›Strenge‹ verlangt – so wie die Beobachtung wildlebender Tiere eben Sitzfleisch, Tarnung, Ausdauer, Disziplin, Anteilnahme und wetterfeste Kleidung.¹⁰

Äußerst ironisch an dieser minimalistischen Position ist, daß das Wichtigste, was man vom Methodenbegriff noch braucht, genau das ist, was immer zu seiner Relativierung im Munde geführt wurde: die Gegenstandsadäquatheit bei der ›Anwendung einer Methode‹. Konsequent an dieser Grundhaltung scheint mir zu sein, daß der Methodenbegriff, wenn die Gegenstandsadäquatheit mehr als eine Floskel sein soll, nicht mehr das bezeichnen kann, was er in der positivistischen Tradition bezeichnen sollte: einen normativen Standard des Verfahrens in allen Fällen gleicher Art. Eben weil sie nicht standardisierte Verfahren sind, können die Methoden qualita-

9 Eine ähnliche Zuspitzung kann man übrigens auch im Bereich der Theorie vollziehen. Eine pragmatische Gegenstandsangemessenheit bei der Theoriewahl vertritt etwa Bettina Heintz in der Mikro/Makro-Debatte (Heintz 2004), eine empirische Relativität von Theorien postuliert dagegen Karin Knorr (in diesem Band). Während die erste Position eine ›politische‹ Koexistenz von gegebenen Theorieangeboten annimmt, postuliert die zweite eine ontologische Koexistenz soziologischer Welten. Wie gesagt: Der Theoriebegriff der Praxistheorien ist eine offene Frage.

10 Im universalistischen Begriff der Methoden und der Theorie steckt offenbar noch die ganze Unsicherheit der Ausdifferenzierung sozialwissenschaftlicher Praxis aus dem Alltagswissen über das Soziale – sie ist ja auch eine unabschließbare Aufgabe. Die Ethnomethodologie konnte sich einen Verzicht auf Theorie und Methode leisten, weil sie mit der Unterscheidung von *topic* und *ressource* (Zimmerman/Pollner 1976) diese Ausdifferenzierung in eine Haltung der ›Indifferenz‹ hineingenommen hatte, mit der sie in den 60er Jahren neue Standards für die Professionalität einer Wissenschaft vom Sozialen setzte.

tiver Sozialforschung unmöglich im gleichen Sinne Methoden sein, wie sich die standardisierten Verfahren verstehen wollen.¹¹ Wie aber dann das Methodische zu bestimmen sei, ist eine gänzlich offene Frage.

Natürlich hat die Forschung ein respektables Erfahrungswissen darüber gesammelt, wie am besten vorzugehen sei. Sie hat Faustregeln, Vorsichtsmaßnahmen gegen Kunstfehler, strategische Empfehlungen, ein paar gute Kniffe und Klugheitslehren, Know-how, *tricks of the trade*, sinnvolle Schrittfolgen und einige regulative Maximen. Worüber sie aber nicht verfügt, sind »die Regeln der soziologischen Methode« (Durkheim 1995, keinerlei Herv. im Orig.!). Und das ist gut so. Es gibt einen unstillbaren Erfindungsbedarf für das empirische Vorgehen. Dieses ist in einem Maße fall- und frageabhängig, das weit über die Auswahl und Anpassung gegebener Methoden hinausgeht. Diesen Erfindungsbedarf leugnet der klassische Methodenbegriff.

Aber welche Funktion hat Methode dann noch in soziologischen Wissensprozessen? Es gibt auf diese Frage eine alte Antwort, in der die Hartnäckigkeit des qualitativen Naturalismus begründet liegt. Sie lautet: Die primären Sinnkonstruktionen müssen *geschützt* werden – sowohl vor den Bulldozern der standardisierenden Begriffsbildung als auch vor den Verschmutzungen der soziologischen Theoriesprache. Qualitative Methoden richten nach ihrem tradierten Selbstverständnis ›Schutzgebiete‹ ein, Reservate naturbelassener Sozialität, ohne die ihre Gegenstände unter dem Selbstgespräch der Soziologie verschwinden würden.¹²

Ich glaube, daß diese alte Antwort einer Korrektur bedarf, bei der wir von den Naturwissenschaften lernen können. Eine der schmerzlicheren Einsichten konstruktivistisch gestimmter Wissenschaftssoziologen war es, daß man naturwissenschaftliche Laborpraktiken nicht versteht, ohne eine ›Widerständigkeit‹ der Dinge

11 Genau das macht es übrigens auch so schwer, ein brauchbares Lehrbuch qualitativer Methoden zu schreiben.

12 In diesem Sinne – einer Bewahrung des Eigensinns – lassen sich viele methodische Vorkehrungen in der qualitativen Forschung verstehen: daß Gespräche und Verhaltensweisen technisch aufgezeichnet werden; daß der Wortlaut von Teilnehmeräußerungen festgehalten und akribisch von der Theoriesprache unterschieden wird; daß Interviewauskünfte nicht abgeschnitten, sondern als Erzählung zur Entfaltung gebracht werden; daß Beobachtern eine feldspezifische Mimesis abverlangt wird usw.

anzuerkennen, die im Labor wesentlich in materiellen Strukturen begründet liegt. Die empirische Wissenschaftsforschung zeigte nicht bloß Theoriegeladenheit, sondern eine *Technikgeladenheit* der Wissensproduktion (beispielsweise Heintz 1993), die primär einer Steigerung dieser Widerstandsfähigkeit dient. Die Natur wird apparativ »zum Sprechen gebracht«. Die Tatsachen bilden keinen soliden Boden, sie sind im Gegenteil schwach, fragil und flüchtig. Man muß ihre leisen Spuren mit zum Teil monströsen Apparaturen stärken.

Ich denke, daß auch die Methoden der soziologischen Forschung hier ihre primäre Funktion haben sollten. Die schwache Widerständigkeit unserer Phänomene liegt nicht in materiellen Strukturen begründet, sondern in einer *Eigensinnigkeit*: in ihrem selbstexplikativen Charakter.¹³ Aber auch diese Eigensinnigkeit ist nicht einfach nur im Sinne eines Reservates zu *schützen*, sie ist vielmehr gegen die Mächtigkeit der schon bekannten theoretischen Vokabulare zu stärken und zu mobilisieren. Methoden sind weniger *Datenschützer* als *Datentrainer*, die die Nehmerqualitäten primärer Sinnkonstruktionen gegenüber ihrer soziologischen Bearbeitung steigern – ein generalisiertes *voicing*, das die Daten als Dialogpartner aufbaut.¹⁴

Dies ist eine Funktion, auf die schon die Theoriebildung nicht verzichten kann. Im Zettelkasten, so beschreibt Niklas Luhmann

13 Sie sprechen zwar nicht einfach für sich (im Sinne von auf der Hand liegenden Evidenzen), aber beständig »über sich« – ebendiese Reflexivität ist für die Ethnomethodologie ein gewöhnlicher Bestandteil alles Sozialen und ihr Argument für weitgehenden Theorieverzicht. Diese Grundintuition hat aber zwei Grenzen. Zum einen ist sie für stumme Praktiken viel weniger triftig als für Gespräche: Gesprächsteilnehmer legen in der Tat weitgehend fest, wie sie sich wechselseitig verstehen wollen, weil es eben darum in einem Gespräch geht. Je weniger gemeinsame Versprachlichung »vorfindbar« ist, desto mehr ist ein Beobachter aber auf explikative Eigenleistungen angewiesen, auf eine »Theorielizenz«. Zum anderen reicht die Selbstexplikation von Praktiken – *for all practical purposes* – aber auch nicht weiter, also etwa nicht für die Ambition, vom Verständnis einer Situation etwas für viele andere zu gewinnen. Die situative Selbstexplikation des Sozialen erzeugt gewissermaßen *smallest range theories*, die in der Tat erst einmal zu gewinnen sind, aber nur bis zu einem bestimmten »Übergabepunkt« reichen, an dem die Selbstkonstitution des Gegenstandes von seiner soziologischen Konstitution überlagert wird.

14 Die in qualitativen Methodologien oft beschworene Vertextung, die erst Daten erzeuge, ist für jene allgemeine Funktion der Lautverstärkung nur ein erster Schritt.

die Praxis seiner Theorie, entsteht »ein kompetenter Kommunikationspartner« (Luhmann 1981: 222), »ein alter Ego« (ebd., 225) mit einem von seinem Autor unabhängigen Eigenleben. Dieses bleibt beim Theoretisieren freilich auf die karge Zweisamkeit eines Selbstgesprächs beschränkt. Empirische Daten brauchen, so meine ich, noch weit mehr Unabhängigkeit vom Autor, als sie das Vergessen der eigenen Notizen gestattet. Das Kernproblem der Gegenstandskonstitution in der Soziologie ist eine Artikulationsaufgabe: aus einem Phänomen, dem wir als Betrachter immer schon angehören – qua Zeitgenossenschaft, sozialer Plazierung, Vorwissen, selektiver Aufmerksamkeit usw. –, einen »Gegen-Stand« im Sinne eines eigensinnigen Gegenübers zu *machen*, also sich vom Phänomen und dieses von sich selbst abzulösen.

Was können wir von diesem Gesprächspartner erwarten? Der »Datenschutz« schien – wie der Artenschutz – seinen Zweck in sich selbst zu haben, die soziologische Artikulation primärer Sinnstrukturen hat ihren ersten Zweck aber darin, die wichtigste Innovationsquelle für den *Theoriediskurs* offenzuhalten. Niklas Luhmann hat mit seinem in Deutschland so prominenten Theorietypus hinreichend demonstriert, wie sich dieser Diskurs gegenüber der Forschung verschließen kann: durch die Monopolisierung des Überraschungsmoments der Wissensentwicklung. Alle Überraschung soll von der Theorie ausgehen, sie selbst kann nichts mehr verwundern, sie weiß immer schon alles auf überraschende Weise neu. Da kann das, was andere Theoriesorten noch als interessanten Erfahrungsraum begreifen, nicht mehr mithalten: Soziale Wirklichkeit wird zu einer chronisch defizitären Nachbildung theoretischer Phantasie.

Der empirische Impetus besteht dagegen darin, das Überraschungsmoment der Wissensentwicklung aus der Hand zu geben, es also systematisch von einem eigensinnigen Gegenüber zu erwarten. Sowohl die Abhandlung des Methodenkünstlers als auch der theoriedominierte Text, der seine empirischen Illustrationen subsumtiv einsetzt, überschätzen die Erfindungskraft des Autors. Eine theoretisch innovative Forschung sollte sie aus der Hand geben: Die phantasievollsten Einfälle haben die Praktiken, die wir untersuchen.

5. Zusammenfassung und Ausblick

Es gibt einige gute Gründe für Arbeitsteilung im auf Spezialisierung drängenden Feld der Produktion neuen Wissens. Dieser Aufsatz befaßt sich mit einem der schlechteren Gründe für die zugespitzte Teilung von Theoretikern und Empirikern in der Soziologie. Ich sehe ihn in einer Reihe von positivistischen Klischees, für die ich folgende Verabschiedungen vorgeschlagen habe: Die Theoriegeladenheit der Beobachtung ist keine begriffliche ›Verschmutzung‹ reiner Daten, und die Empiriegeladenheit von Theorien ist keine empirische Verschmutzung reiner Begriffsbildung. Beides ist vielmehr, weniger berührungsscheu betrachtet, eine Pforte für eine fruchtbare *Hybridisierung*, bei der Theorie und Empirie wechselseitig Innovationsdruck aufeinander ausüben. *Theorien* sind keine freien Erfindungen des Geistes, sondern erfahrungsgebundene, partikuläre Sprachspiele. *Empirische Phänomene* sind kein solider Boden der Erkenntnis, sondern ein eigensinniges Gegenüber soziologischer Diskurse, aus dem in der Regel die phantasievolleren Einfälle resultieren. Und *Methoden* sind keine Instrumente zur Disziplinierung unwissenschaftlicher Neigungen und auch keine Gouvernante theoretischer Phantasien, es sind gegenstandsrelative Formen zur Sicherung des Innovationspotentials primärer Sinnstrukturen.

Sieht man die Dinge so, dann kann die empirische Forschung ihren Sinn aus der Theoriebildung beziehen – aus der Verfeinerung des soziologischen Selbstgesprächs –, während diese umgekehrt ihren Sinn *und* ihre wesentlichen Impulse aus der empirischen Auseinandersetzung mit sozialer Praxis gewinnen kann. Die soziologische Theoriebildung braucht weniger selbstreferentielle Schließung und mehr empirische Öffnung – und die qualitative Forschung braucht viel weniger von der Strenge, die mit dem Methodenbegriff assoziiert ist, und mehr von der Kreativität, die man der Theoriebildung zuschreibt. Eine solche Lockerung würde die Forschungspraxis in einem neuen Dreieck aufspannen, das gebildet wird von den Theoriebezügen der Forschung, die einen Gegenstand aufschlüsseln, vom akkumulierten Erfahrungswissen über sinnvolle Vorgehensweisen (›Methoden‹) und von den Methodenzwängen des Feldes, also dessen, was dieser konkrete Gegenstand verlangt und aufdrängt, wenn man ihn denn läßt. Denn der qualitative Empirismus ist kein Faktizismus, sondern ein Partikularismus. Es geht

ihm nicht darum, was der Fall ist, sondern darum, was genau dieser Fall *ist*. Einen Fall als Fall in den Griff zu kriegen, d. h. ihn durch Vergleiche in seiner Spezifität und Allgemeinheit zu bestimmen, ist aber dieselbe Denkbewegung wie diejenige, die man braucht, um einen theoretischen Gedanken in seinem Fallbezug zu erkennen, zu spezifizieren und in seinem Auflösungsvermögen zu steigern.

Vielleicht kann man sich von solchen Verschiebungen einmal eine Imageänderung des Faches versprechen. Der Exportschlag der Soziologie in andere Kulturwissenschaften sind ihre Theorien und Methoden. Sie gedeihen in den unabschließbaren Paradigmenstreitigkeiten, für die das Fach bekannt ist. Viel weniger bekannt ist die Soziologie dagegen für bahnbrechende Entdeckungen einer empirischen Wissenschaft. Sie scheinen irgendwie im Schatten jener aufs Grundsätzliche zielenden Debatten zu stehen, denen sie subsumiert werden. Das muß nicht so bleiben.

Literatur

- Amann, Klaus (1997): Ethnographie jenseits von Kulturdeutung. Über Geigespielen und Molekularbiologie. In: Hirschauer, Stefan/Amann, Klaus (Hg.): Die Befremdung der eigenen Kultur. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 298-330.
- Berg, Eberhard/Fuchs, Martin (Hg.) (1993): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bergmann, Jörg (2000): Harold Garfinkel und Harvey Sacks. In: Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 51-62.
- Bourdieu, Pierre (1993): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bude, Heinz (2000): Die Kunst der Interpretation. In: Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt, S. 569-578.
- Derrida, Jacques (1988): Signatur, Ereignis, Kontext. In: Derrida, Jacques: Randgänge der Philosophie. Wien: Passagen Verlag, S. 291-314 [zuerst 1972].
- Diekmann, Andreas (Hg.) (2004): Methoden der Sozialforschung. Sonderheft 44 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- /Vieth, Manuela (2004): »Teutonischer Tiefsinn« und »Soziochinesisch«.

- Die ZfS im Spiegel ihrer Leserinnen und Leser. In: Zeitschrift für Soziologie 33: 176-178.
- Durkheim, Emile (1995): Die Regeln der soziologischen Methode. Frankfurt am Main: Suhrkamp [zuerst 1895].
- Fleck, Ludwik (1980): Die Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Frankfurt am Main: Suhrkamp [zuerst 1935].
- Galtung, Johan (1981): Structure, Culture and Intellectual Style. An Essay Comparing Saxon, Teutonic, Gallic and Nipponic Approaches. In: Social Science Information 20: 817-856.
- Garfinkel, Harold/Sacks, Harvey (1976): Über formale Strukturen praktischer Handlungen. In: Weingarten, Elmar/Sack, Fritz/Schenkein, Jim (Hg.): Ethnomethodologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 130-176.
- Geertz, Clifford (1987): ›Deep Play‹ – Bemerkungen zum balinesischen Hahnenkampf. In: Geertz, Clifford: ›Dichte Beschreibung‹. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 202-260.
- (1990): Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller. München: Hanser.
- Goffman, Erving (1969): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München: Piper.
- (1977): Rahmenanalyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of the Partial Perspective. In: Feminist Studies 14: 575-600.
- Heintz, Bettina (1993): Wissenschaft im Kontext. Neuere Entwicklungstendenzen der Wissenschaftssoziologie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 45: 528-552.
- (2004): Emergenz und Reduktion. Neue Perspektiven auf das Mikro-Makro-Problem. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 56: 1-31.
- Hirschauer, Stefan (2001): Ethnographisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung. In: Zeitschrift für Soziologie 30: 429-451.
- Kalberg, Stephen (2004): A Cross-National Consensus on a Unified Sociological Theory? Some Inter-Cultural Obstacles. In: Soziologie 34: 40-53.
- Knorr Cetina, Karin (2002): Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kracauer, Siegfried (1993): Die Angestellten: Aus dem neuesten Deutschland. Frankfurt am Main: Suhrkamp [zuerst 1930].
- Kuhn, Thomas (1967): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Luhmann, Niklas (1981): Kommunikation mit Zettelkästen. Ein Erfahrungsbericht. In: Baier, Horst/Kepplinger, Matthias/Reumann, Kurt (Hg.): Öffentliche Meinung und sozialer Wandel. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 222-228.
- Lynch, Michael (1991): Pictures of Nothing? Visual Construals in Social Theory. In: Sociological Theory 9: 1-21.
- Mannheim, Karl (1964): Das Problem der Generationen. In: Mannheim, Karl: Wissenssoziologie. Neuwied: Luchterhand, S. 509-565 [zuerst 1928].
- Meinefeld, Werner (1997): Ex-Ante-Hypothesen in der Qualitativen Sozialforschung: Zwischen ›fehl am Platz‹ und ›unverzichtbar‹. In: Zeitschrift für Soziologie 26: 22-34.
- Nassehi, Armin/Saake, Irmhild (2002): Kontingenz: Methodisch verhindert oder beobachtet? Ein Beitrag zur Methodologie der qualitativen Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie 31: 66-86.
- Popper, Karl (1971): Logik der Forschung. Tübingen: Mohr.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie 32: 282-301.
- (2004): Die Reproduktion und die Subversion sozialer Praktiken. Zugleich ein Kommentar zu Pierre Bourdieu und Judith Butler. In: Hörning, Karl/Reuter, Julia (Hg.): Doing Culture. Zum Begriff der Praxis in der gegenwärtigen soziologischen Theorie. Bielefeld: Transcript-Verlag, S. 40-54.
- Reichert, Jo (1993): Abduktives Schlußfolgern und Typen(re)konstruktion. In: Jung, Thomas/Müller-Doohm, Stefan (Hg.): ›Wirklichkeit‹ im Deutungsprozeß. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 258-282.
- Serres, Michel (1991-1994): Hermes, Bd. 1-5. Berlin: Merve.
- (2000): The Birth of Physics. Manchester: Clinamen Press.
- Wagner, Gerhard (1994): Am Ende der systemtheoretischen Soziologie. Niklas Luhmann und die Dialektik. In: Zeitschrift für Soziologie 23: 275-291.
- Zimmerman, Don H./Pollner, Melvin (1976): Die Alltagswelt als Phänomen. In: Weingarten, Elmar/Sack, Fritz/Schenkein, Jim (Hg.): Ethnomethodologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 64-104.